



IHR LEBEN FÜR AFGHANISTAN

Mit 86 Jahren reiste Vreni Frauenfelder noch einmal ins Land ihrer vielen guten Taten. Wir haben sie begleitet.

TEXT: HELENE AECHERLI

/Fotos: Pascal Mora

Vreni Frauenfelder zu Besuch in der Schule des Dorfes Kart-e Solh. Die Kinder werden nach Geschlechtern getrennt unterrichtet – der Vormittag gehört den Buben, der Nachmittag den Mädchen

Vreni Frauenfelder steht im schummrigen Licht der Hotellobby; eine zierliche alte Dame mit schlohweissen kurzen Haaren und veilchenblauen Augen. Sie trägt ein langes Kleid über ihrer Hose und robuste Laufschuhe; erinnert dabei vage an jene Pionierinnen, die sich einst aufgemacht haben, die unwirtlichsten Gegenden der Welt zu erforschen, und wirkt in diesem Moment trotzdem fehl am Platz. Denn um sie herum füllt sich die Lobby mit Polizisten der Afghan National Police; sie drängen durch die Hintertür, grüne Uniformen unter kugelsicheren Westen, in der Hand die Kalaschnikow, den rechten Zeigefinger gestreckt über dem entsicherten Abzug. Sie sind die Leibgarde des Gouverneurs der Provinz Bamyán, der im Hotel übernachtet hat. Ihr Aufmarsch signalisiert, dass er gleich aufbrechen wird. Die Polizisten sind nervös, ihre kantigen Gesichter schweissbedeckt, ihre Uniformen verbreiten einen Geruch von Staub und Rauch.

Doch die alte Dame verzieht keine Miene. Sie ist an den Anblick von Schusswaffen gewöhnt. Seit dreissig Jahren reist sie als Gründerin der Afghanistanhilfe Schaffhausen fast jeden Frühling ins Land am Hindukusch, und sie ist auch diesmal gekommen, um nach ihren Projekten zu sehen. Besuche von Kliniken in Bergdörfern, Schulen, Waisenhäusern. Das Programm ist dicht gedrängt. Eilig geht sie an den Polizisten vorbei auf den Ausgang zu. Draussen, auf dem Hof, warten grüne Pick-up-Trucks des Polizeicorps, daneben drei silbergraue Toyota-Landcruiser, knapp ein Dutzend Männer stehen in kleine Gruppen herum. Sie gehören zu Shuhada, der

Leben auf 3000 Meter über Meer: Ein Dorf in den Koh-e-Baba-Bergen, das im Winter gänzlich von der Umwelt abgeschnitten ist. So hart der Alltag hier oben ist – die Menschen versuchen ihn mit Würde zu bewältigen



lokalen Partnerorganisation, mit der die NGO aus Schaffhausen zusammenarbeitet: Fahrer, Wirtschaftsprüfer, Übersetzer, sogar ein Veterinär, und mitten drin Rawf Naveed (59) treibende Kraft der Organisation, ein väterlicher Typ mit Schirmmütze und weichen Gesichtszügen. Momo nennen sie ihn hier, Onkel auf Dari. Er hatte als Mudshahed gegen die Russen gekämpft; manche seiner Mitstreiter sollen ihm noch heute treu ergeben sein. Fürsorglich hilft er Vreni Frauenfelder auf einen der Beifahrersitze. Als er die Autotür hinter sich zuzieht, setzt sich der kleine Konvoi in Bewegung.

Bamyan ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und mit ihren knapp 69 000 Einwohnern der grösste Ort der zentralafghanischen Region Hazarajat. Sie liegt auf 2550 Meter Höhe rund 240 Kilometer nordwestlich von Kabul, flankiert von den Gebirgszügen des Hinduksch und der Koh-e-Baba-Berge, deren gezackte Gipfel selbst in den Sommermonaten schneebedeckt sind. Längst ist die Stadt durch eine gut ausgebaute Strasse mit Kabul verbunden, doch da weite Abschnitte von militanten Kämpfern kontrolliert werden, ist der Landweg lebensgefährlich. Aus diesem Grund bietet eine lokale Airline seit kurzem tägliche Flüge zwischen den Städten an. Geflogen wird mit einer antiquierten russischen Antonow 24, während des halbstündigen Flugs verteilt ein Steward Süssmost und Erdbeerroulade.

Schon beim Landeanflug waren sie zu sehen, die wuchtigen, von Höhlen durchsetzten Felswände und gigantischen Steinvitrinen, in denen einst die beiden Buddha-Statuen gestanden haben. Die Vitrinen sind heute nur noch Löcher, gut dreissig Meter hohe klaffende Wunden, die düstere Kulisse Bamyans; Zeugnisse davon, dass Talibankämpfer gemeinsam mit dem pakistanischen Geheimdienst im März 2001 einen Teil des kulturellen Erbes der Afghanen zerstörten.

Hier, am Fuss der nun weggesprengten Statuen, habe sie von einem alten Mann eine Rose geschenkt bekommen, als sie mit einer Freundin Afghanistan zum ersten Mal bereiste, erinnert sich Vreni Frauenfelder, einfach so, als Willkommensgeste. Da habe sie gespürt, dass sie in diesem Land fernab der Schweiz Freunde und eine zweite Heimat finden würde – in dem Land, in das sie nur aus Zufall gekommen war: Sie, die damals 47-jährige Apothekengehilfin, hatte mal eine «offene Reise» machen wollen ohne genaue Zeiten und Pläne. «Wir fuhren los, mit dem Zug von Schaffhausen nach Istanbul, wir wollten über den Bosphorus», erzählt sie. «In Istanbul übernachteten wir auf einer Parkbank bei der Busstation, und als uns am nächsten Morgen ein Chauffeur zurief ‹Ich fahre über den Bosphorus!›, sind wir in den Bus gestiegen.»

Die Strasse windet sich in Serpentina den Berghang hinauf, offenbart bei jeder Wende steppenartige Ebenen und Täler, die sich wie grüne Flüsse zwischen den Felsen hindurchwinden. Stundenlang steuern die Fahrer ihre Toyotas vorsichtig an Erdlöchern und Steinen vorbei. Ziel der Expedition sind die Bergdörfer Gulistan und Ghurab, eine Ansammlung quadratischer Lehmhäuschen, die am Berg kleben und mit steilen Pfaden miteinander verbunden sind, neben



«Sister Vreni» im Waisenhaus von Kart-e Solh. Grosses Interesse bei den Kindern weckt das iPhone eines ihrer Schweizer Begleiter

den Türen Wasserkannen aus Plastik, am Eingang des Dorfs steht ein rechteckiges Gebäude, Versammlungsraum und Moschee in einem, es riecht nach Rauch und nasser Erde. Als der Konvoi auf einer Lehmterrasse in Gulistan anhält, werden die Wagen umringt von Männern in weiter Hose und Jackett, um Kopf und Mund Tücher gewickelt. Kichernd rangeln Kinder um die besten Plätze. Sie tragen dicke Pullover, die Haut ihrer Wangen ist aufgeraut, ein Zeichen des harten Klimas und der Mangelernährung.

Gut 300 Familien leben in jedem Dorf, etwa 2000 Menschen. Wie die meisten Einwohner der Region Hazarajat sind sie schiitische Hazaras, nach den Paschtunen und Tadschiken die drittgrösste ethnische Gruppe Afghanistans. Monatelang hatten sich die Bewohner Gulistans während des Talibanregimes in den Bergen versteckt. Die Aufständischen mordeten, verbrannten die Häuser, stahlen das Vieh, sogar Teller und Kochtöpfe. Die Dorfbewohner, die sich später wieder zurückwagten, standen vor dem Nichts.

Vreni Frauenfelder und Rawf Naveed hatten in Bamyan schon viele bitterarme Dörfer besucht, doch als sie zum ersten Mal nach Gulistan und Ghurab kamen, waren sie von der Armut der Menschen schockiert. Die Dörfer sind im Winter von der Umwelt abgeschnitten, nie zuvor hatte eine Hilfsorganisation hierhergefunden, auch die Regierung in Kabul interessierte sich nicht für sie. «Was braucht ihr?», hatte die Schweizerin die Dorfältesten gefragt, die Frage, die sie immer zuerst stellt, wenn es zu helfen gilt. «Ein kleines Spital», hatten diese geantwortet. Zu viele waren an Krankheiten gestorben, die man gut hätte behandeln können, Frauen erlitten bei der Geburt oft Komplikationen, an deren Folgen sie verbluteten, und da Kinder auf Schafdung zur Welt gebracht wurden, weil es nichts anderes gab, das Wärme speichert, starben Mütter und Neugeborene reihenweise an Infektionen.

Die Afghanistanhilfe Schaffhausen liess in beiden Dörfern Sub Health Center einrichten, Kleinstkliniken, bestehend aus einem Behandlungszimmer sowie einem Raum, der mit einem Gebärstuhl, zwei Plastikeimern, einem Holzkohleofen und einer Liege ausgestattet ist. Die Kliniken werden von je einem Arzt und einer Hebamme betrieben, die miteinander verheiratet sind und bei der Klinik leben. Sie wurden

“Die Reise nehme ich nicht auf mich – ich schenke sie mir”



Grüne Täler, karge Höhen: Bewässerte Felder bei Bamyán (oben), das Bergdorf Gulistan

von Shuhada rekrutiert und auf diesen Einsatz vorbereitet. 12 000 Afghani verdient der Arzt pro Monat, etwa 186 Franken, seine Frau, die Hebamme, 3000 Afghani mehr. Die Begründung für den Lohnunterschied: Die Hebamme hat im Dorf eine Schlüsselrolle inne, dank ihrer Arbeit überleben heute mehr Frauen und Kinder die Geburt als zuvor.

«Wir haben in den zwei Jahren, in denen wir hier sind, den Tod im Kindbett um neunzig Prozent verringern können», bestätigt Fatima (32), die Hebamme von Ghurab, eine hübsche Frau mit einem herzlichen, offenen Gesicht unter ihrem türkisfarbenen Kopftuch. Zusammen mit ihrem Mann Hafizullah (35) empfängt sie die Delegation aus der Schweiz. Selbstbewusst geht das Paar, beide in Medizinerkitteln, auf Fragen ein, zeigt Patientenlisten und Buchhaltung. Patienten sind jedoch keine zu sehen. Das Wartezimmer fülle sich erst am Abend, erklärt Fatima, dann, wenn die Frauen und Männer vom Feld zurückkehren. Viele kämen auch aus benachbarten Dörfern, nicht selten legten sie dafür fünf Stunden auf dem Eselsrücken zurück. Ein kleines Mädchen mit braunen Locken schmiegt sich eng an Fatima, beäugt die Fremden schüchtern. «Meine Tochter», sagt Fatima stolz. «Sie ist das jüngste meiner vier Kinder.»

Fatima hat sich mit ihrem Mann und ihrer Familie hier niedergelassen, um, wie sie betont, «den Menschen ihres Volks zu helfen und das System des Landes von innen her zu verändern». Da die meisten erwachsenen Dorfbewohner, Männer wie Frauen, nur eine rudimentäre Bildung haben, beginnen sie mit Grundsätzlichem: erklären, warum nur abgekochtes Wasser getrunken und eine Latrine nicht dierkt

neben dem Haus gebaut werden soll; reden über Familienplanung, auch wenn es für die meisten undenkbar ist, ein Kondom in die Hand zu nehmen, sie motivieren Eltern, ihre Kinder impfen zu lassen, und klären darüber auf, dass es heute gegen das Gesetz verstösst, Töchter im Kindesalter zu verheiraten. Ihre Arbeit zeigt Erfolge: «Eheliche Arrangements», so Fatima, «werden zwar noch immer früh geschlossen, Hochzeiten aber vermehrt aufgeschoben, bis das Mädchen 16 ist.» Was sie jetzt bräuchten, sind Lehrerinnen für die älteren Mädchen. Denn die Eltern scheuten davor zurück, ihre Töchter zu Männern in die Schule zu schicken.

Fatima und Hafizullah winken, als die Besucher den steinigen Weg zu den Toyotas hinunterschlittern. Vreni Frauenfelder wird dabei von zwei Männern gestützt. Seit sie in ihrem Garten in Neuhausen gestürzt ist, hinkt sie, und nun wird ihr geholfen, wohin sie auch geht – was sie ärgert. Sie sei zwar alt, brummt sie, trotzdem wolle sie nicht hilfsbedürftiger erscheinen, als sie ist. Freundlich, aber bestimmt schüttelt sie die Männer ab. Fast trotzig steuert sie allein auf das Auto zu.

Wagt man sie zu fragen, was sie dazu treibt, mit bald 87 die Strapazen einer Afghanistanreise auf sich zu nehmen, antwortet sie überrascht: «Ich nehme die Reise nicht auf mich, ich *schenke* sie mir. Es ist für mich nur schon ein Geschenk, dass ich gesund genug bin, um mitkommen zu können.» Diese Reise wird wohl ihre letzte gewesen sein, fügt sie hinzu. Aber, fährt sie im gleichen Atemzug fort, das habe sie in den vergangenen Jahren auch immer gesagt und sei dann trotzdem wieder ins Flugzeug gestiegen. «Denn solange ich etwas für dieses Land tun kann, tue ich es.»

Wird sie auf den Grund ihres Helferwillens angesprochen, feixt sie: «Das nähme mich also auch Wunder. Ich ertrage es ja nicht mal, wenn man einen Wurm zertritt.» Sie habe bereits als Mädchen immer helfen wollen, habe später gern Landdienst geleistet, sei in die USA gereist, um ihrer Schwägerin bei den Geburten beizustehen. Vielleicht sei ihr Helferwille Instinkt? Sie könne einfach nicht anders. Vreni Frauenfelder hat selber keine Kinder, war nicht verheiratet. Sie hat sich nie verliebt und nie einen Partner vermisst. Zwar hätte sie gern Kinder gehabt. Doch ihre Unabhängigkeit, ihr Leben jenseits der Konventionen haben ihr auch Freiheiten verliehen. Wäre sie Mutter gewesen, hätte sie sich wahrscheinlich nicht nach Afghanistan gewagt.

Als die Sowjets 1979 in Afghanistan einmarschierten und sich die pakistanischen Grenzgebiete mit Flüchtlingen füllten, flog sie nach Karachi, suchte den dortigen Bischof auf und fragte ihn, was sie für die Flüchtlinge tun könne. Er nannte ihr ein Spital in der Stadt Quetta, von dem er wusste, dass es dringend Hilfe benötigte. «Als ich dort ankam, sah ich, wie Ärzte einem Flüchtlingsjungen mit einer Gartensäge das Bein amputierten», erinnert sie sich. «Sie hatten keine Narkosemittel, der Junge war bei vollem Bewusstsein. Aber er machte keinen Mucks. Ich ging sofort zum Spitalverwalter und fragte ihn, was er für sein Spital brauche. Er sagte, er wäre froh um einen Generator und einen Operationstisch.» Wenige Wochen später bekam der Arzt, worauf er gehofft hatte.

Während einer Pakistanreise einige Jahre später begegnete Vreni Frauenfelder in einem Spitalgarten Sima Samar, einer jungen afghanischen Ärztin, die so traurig wirkte, dass sie nicht umhin konnte, sie zu fragen, was ihr fehlte. Die Frau

antwortete, sie habe in Quetta eine Schule für Flüchtlingsmädchen eröffnet, doch die englische Organisation, die sie bis anhin unterstützt hatte, habe ihr die Gelder gestrichen. Sie erzählte auch, dass ihr erster Ehemann von den Russen verhaftet worden sei. Seither hat sie ihn nie wieder gesehen.

Vreni Frauenfelder begann in Schaffhausen für die Schule zu sammeln; das war der Anfang ihrer NGO. Fast gleichzeitig gründete Sima Samar die Hilfsorganisation Shuhada, die die Entwicklung der Zivilgesellschaft Afghanistans fördern will. Als sich die Russen aus Afghanistan zurückgezogen hatten und der Bürgerkrieg ausbrach, warf Sima Samars zweiter Mann, Rawf Naveed, seine Gewehre weg. Er hatte als Mudshahed gegen Eroberer und Feudalherren gekämpft, weigerte sich aber, die Waffen auf seine Landsleute zu richten. Er übernahm die Leitung von Shuhada, während seine Frau, Sima Samar, als Frauenministerin in die Kabuler Interimsregierung berufen wurde. Inzwischen ist die Menschenrechtlerin eine der prominentesten Frauen des Landes. Die Afghanistanhilfe Schaffhausen ist der wichtigste Partner von Shuhada geblieben – und umgekehrt. Die beiden Gründerinnen verbindet eine tiefe Freundschaft. «Es ist», sagt Vreni Frauenfelder, «als hätten Sima und ich einander adoptiert.»

Nach dem Abendessen hocken Vreni und ihre Begleiter im Garten des Hotels beim Tee zusammen. Einige der einheimischen Gäste gesellen sich dazu. Die Luft ist frisch, nachts fällt die Temperatur selbst im Sommer auf unter zehn

Grad. Vom Basar jenseits des Flusses ertönt das explosionsartige Stottern von Generatoren, gegen die Betonwand des Fussballplatzes neben dem Hotel knallen Bälle, Geräusche, die sich anhören wie ferne Gewehrsalven und Detonationen. Diese Assoziationen lösen bei den Männern in der Runde nur ein amüsiertes Grinsen aus. Die Taliban haben sich seit dem Eingreifen der internationalen Schutztruppen weitgehend aus Bamyán zurückgezogen. Zwar lauern sie an den Grenzen der Provinz, und zurzeit häufen sich die Befürchtungen, dass sie sich die Umbruchphase des Landes zunutze machen könnten. Die neuseeländischen Truppen, die in Bamyán stationiert waren, sind letztes Jahr abgezogen. Doch hofft man, dass Polizei und Armee die Lage unter Kontrolle behalten.

Trotzdem, die Angst ist gross, dass das Land nach dem Abzug der internationalen Truppen Ende dieses Jahres ins Chaos zurückfallen könnte. Denn die 34 Provinzen des Landes entwickeln sich zu unterschiedlich: Während sich gerade Bamyán vorwärtsbewegt, brennen Extremisten in



Lebensrettend für Mutter und Kind: Gebärraum in einer Kleinstklinik

“Ich sah, wie Ärzte einem Flüchtlingsjungen das Bein mit der Gartensäge amputierten”

WOHNEN UND SCHLAFEN PERFEKT KOMBINIERT MADE IN SWITZERLAND



Bewährt und erfolgreich. Das BED for LIVING Doppio mit einer Länge von 200 cm.



SWISS PLUS DESIGN

Werdstrasse 2, 8004 Zürich
Tel +41 43 243 89 10
auftrag@swissplus.net
www.swissplus.net



Einladung
zum
SHOPPING
de luxe
Herbst/Winter 2014

Fordern Sie jetzt den neuen
Hauptkatalog mit über
170 Seiten High-Fashion an.

Telefon: 0848 889 848
Internet: www.madeleine-mode.ch



Paschtunengebieten Mädchenschulen nieder, bauen, unterstützt von fundamentalistischen Kräften aus Pakistan und Saudiarabien, Koranschulen. «Dieses Ungleichgewicht ist gefährlich», sagt einer der Männer, die anderen raunen zustimmend. «Afghanistan kann nicht wachsen, wenn nicht alle mitziehen.»

Still sitzt die alte Dame zwischen den Männern. Drei Jahrzehnte lang hat sie Afghanistan bereist, fast jedes Jahr, unbeeindruckt von den politischen Wirren. Man könnte sie für tollkühn halten, vielleicht sogar für leichtsinnig. «Will man helfen, muss man halt Risiken eingehen», kontert sie ungehört. «Ich vertraue meinen Leuten vor Ort. Wenn die sagen «Es ist gut, komm!», dann gehe ich.»

Fragt man sie jedoch nach einer Einschätzung der aktuellen Lage in Afghanistan, wird man enttäuscht. Sie ist keine Expertin, die die Ereignisse im Land analysiert und einordnet. Viel lieber erzählt sie Geschichten von ihren Abenteuern, besonders jene aus alten Zeiten, und entschuldigt sich vorsorglich, dass sie Ort und Zeit nicht mehr genau weiss. So erzählt sie etwa davon, wie sie einst mit Sima Samar von Pakistan nach Afghanistan fuhr und eine Burka tragen musste, um von den Grenzwachern nicht als Ausländerin erkannt zu werden. «Ich rang unter dem dicken Stoff nach Luft und konnte kaum auf den Boden sehen, blieb aber mucksmäuschenstill. Sima hatte mir eingeschärft, kein Wort zu sagen, damit sie mich als taubstumme Grossmutter ausgeben konnte.»

Einmal, da hatte sie einen Lastwagen voller Nahrungsmittel über die Berge gebracht, um sie in einem Dorf zu verteilen. «Die Pakete waren angeschrieben mit «Mad. Vreni, was Madame Vreni bedeutete, nicht etwa die «verrückte Vreni». Obwohl», sie kichert, «verrückt, das stimmt ja schon ein bisschen.» Kaum war sie im Dorf, sei sie vom Talibanchef des Bezirks ins Büro gerufen worden. Er habe sie freundlich gefragt, ob sie nicht auch seine Leute unterstützen könne. «Aber ich hatte leider nichts mehr. Da ging er in das Dorf und nahm jeder Familie etwas weg; eine Portion Tee, Brot oder Mehl. Diese Familien hatten nun weniger, aber so konnte er dreissig weitere Familien versorgen. Ich fand das schön. Es zeigte mir, dass es unter den Taliban einzelne gab, die gut waren.» Hatte sie nie Angst auf ihren Fahrten? «Nein», sagt Vreni Frauenfelder. «Wenn es brenzlig wurde, dachte ich stets: Ich bin umgeben von Menschen, die dasselbe denken wie ich. Und ich tue, was ich für richtig halte. Falls das Leben jetzt aufhören sollte, ist es okay.»

Es ist Nachmittag, als der Konvoi erneut aufbricht. Diesmal dauert die Fahrt nur Minuten, Ziel ist Kart-e Solh, ein Dorf ausserhalb der Stadt, das die Afghanistanhilfe und Shuhada aufgebaut haben, nachdem die Buddha-Statuen gesprengt und die Menschen, die in den umliegenden Höhlen gelebt hatten, durch die Wucht der Explosionen obdachlos geworden waren. Achtzig Häuser wurden errichtet; wer eines beziehen wollte, musste sich verpflichten, mindestens einen Baum im Garten zu setzen und die Strasse sauber zu halten. Später kamen im Dorf eine Klinik, ein Frauenhaus, eine Schule und ein Waisenhaus hinzu.



Begegnungen in Bamyán: Männer unter sich – und Frauen in Burkas. Der Ganzkörperschleier ist in dieser Stadt immer seltener zu sehen, viele Frauen tragen heute einfach ein Kopftuch

FRAGILE ZUKUNFT

Bei Redaktionsschluss stand das Endresultat der Wahlen in Afghanistan noch nicht fest. Die Aufgaben für die künftige Regierung sind immens. Es gilt, die zaghafte Fortschritte im Land weiterzuführen: Heute gehen rund 10.5 Millionen Kinder zur Schule, davon gut ein Drittel Mädchen (2002 waren es 900 000 Buben, den Mädchen war Bildung verwehrt). Auch sind Menschenrechte und Pressefreiheit keine Tabus mehr. Es gibt 89 TV-Sender und 220 Radiostationen. Die grössten Herausforderungen bleiben die Armut, die Sicherheitslage – immer wieder kommt es zu Anschlägen und Selbstmordattentaten – und das desolate Gesundheitswesen: Gemäss Uno hat jeder sechste der total 30.5 Millionen Menschen in Afghanistan keinerlei Zugang zu ärztlicher Versorgung.

Letzteres gehört heute zu Vreni Frauenfelders liebsten Orten.

Als die Gäste vorfahren, stehen die 40 Buben, 21 Mädchen, fünf Mütter, fünf Betreuerinnen sowie der Leiter des Waisenhauses in einer nach Hierarchie und Alter abfallenden Reihe erwartungsvoll zum Gruss bereit, die Kinder in hellblauer Hose und Tunika. Vreni und Momo schreiten

voraus, schütteln jedem Einzelnen die Hand, bevor sie in einen Raum gelangen, der mit Teppichen und Kissen ausgelegt ist. Momo nimmt auf einem Podest Platz, Vreni setzt sich neben ihn an die Wand. Aufgeregt lassen sich die Kinder auf dem Boden nieder, Schalen mit Bonbons und Gebäck stehen bereit, zwei junge Frauen schenken heisse, gesüsste Milch aus. Dann, auf ein Zeichen Momos, beginnen einige Kinder, das jüngste ist kaum drei Jahre alt, Gedichte vorzutragen, manche sogar auf Englisch.

Nadra (16) und Fatima (19) beäugen die Gäste neugierig, tuscheln verstohlen. Sie seien beide Halbweisen, erzählen sie, und seit über zehn Jahren hier. Wie viele junge Frauen wollen sie Anwältin oder Chirurgin werden, um ihrem Volk zu helfen und sich für die Rechte der Frauen einzusetzen. «Häusliche Gewalt ist eines unserer schlimmsten Probleme», sagt Nadra. «Frauen werden geschlagen, ihnen werden Nase und Lippen abgeschnitten, und das meist nur, weil sie ohne Erlaubnis ihres Mannes das Haus verlassen haben.» Sie senkt ihre Stimme. «Als sich meine Schwester weigerte, unserem Bruder Geld zu geben, vergewaltigte er sie. Solche Sachen geschehen in diesem Land oft.» Fatima nickt. «Ich hoffe, dass wir Frauen eines Tages das Recht haben, über unser Leben zu bestimmen.» – «Mehr noch, dass wir stark genug sein werden, uns dieses Recht einfach zu nehmen», sagt Nadra. Fatima beugt sich vor. Seit zwei Jahren sei sie mit einem guten Mann verlobt, verrät sie, und über ihr Gesicht huscht jenes entrückte Strahlen, das allen Verliebten gemein ist. Doch da er einer anderen Ethnie angehört, will ihr Vater die Hochzeit verbieten. «Wir definieren uns noch immer als Paschtunen, Tadschiken, Hazaras oder Usbeken. Wie können wir das überwinden? Wir sind doch alle Afghanen. Was soll ich tun?» Ohne eine Antwort abzuwarten, sagt sie: «Ich werde Vater überzeugen, dass die Ethnie keine Rolle mehr spielen darf. Wenn ich es nicht schaffe, wie soll es dann mein Land schaffen?»

Später wird Vreni Frauenfelder sagen, dass die Jungen offener geworden sind, wissbegieriger, dass sie sich anstrengen. «Das gibt mir Hoffnung. Sie wissen um ihre Verantwortung. Sie sind es, die Afghanistan ein neues Gesicht geben werden.»

Draussen, auf der Strasse, zieht der Glaceverkäufer vorbei, sein Erkennungslied, die Melodie von «Happy Birthday», dringt in den Raum hinein. Als hätten sie nur darauf gewartet, stürmen die Kinder in den Hof hinaus, aber nicht um Glace zu kaufen, sondern um gegen die Besucher Völkerball zu spielen, ein längst versprochener Match. Auch Vreni Frauenfelder rappelt sich auf, sie will sich das Spiel von der Seitenlinie aus ansehen. Und sie stimmt das Lied an, das sie immer singt, wenn sie das Waisenhaus besucht. Es ist ein Lied auf Dari: «Oh, du schöner Vogel. Oh, du schöne Taube. Wir möchten gern Frieden.»

— www.afghanistanhilfe.org

Lubex anti-age[®] serum

heute jünger aussehen
als gestern



reduziert sichtbar Mimik- und Altersfalten
reaktiviert den DNA- und Zellschutz
steigert die Spannkraft der Haut

 **krebsliga**

Gemeinsam gegen Brustkrebs 

Permamed unterstützt mit jeder verkauften
Packung **Lubex anti-age[®]** die Krebsliga
Schweiz im Programm Brustkrebsprävention
mit einem Franken.

Bestellen Sie Mustersachets unter:



erhältlich in Apotheken und Drogerien

 permamed 4106 Therwil
www.lubexantiage.ch

“Ich rang
unter dem
dicken Stoff
der Burka
nach Luft”